

Gary Blackwood
Der Shakespeare-Dieb



© privat

Gary Blackwood hat bereits mehrere Jugendbücher veröffentlicht. Außerdem schreibt er Theaterstücke und steht als Schauspieler selbst auf der Bühne. Gary Blackwood lebt mit seiner Familie auf einer Farm in der Nähe von Carthage in Missouri.

Bettina Münch, geboren 1962, arbeitete nach dem Studium als Kinderbuchlektorin. Heute ist sie freie Autorin und Übersetzerin und lebt mit Mann und Tochter bei Frankfurt am Main.

Gary Blackwood

Der Shakespeare-Dieb

Aus dem amerikanischen Englisch
von Bettina Münch
Mit einem Nachwort von Frank Günther

dtv

The logo for dtv (Deutscher Taschenbuch Verlag) consists of the lowercase letters 'dtv' in a bold, sans-serif font. A thin, curved line is positioned below the letters, starting under the 'd' and ending under the 'v'.

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Die Wiedergabe der Shakespeare-Zeilen
aus ›Hamlet‹ folgt der Übersetzung
von Frank Günther (Abdruck mit freundlicher
Genehmigung der Hartmann & Stauffacher GmbH,
Verlag für Bühne, Film, Funk und Fernsehen).

Zu diesem Band gibt es ein Unterrichtsmodell unter
www.dtv.de/lehrer zum kostenlosen Download.



Neuausgabe 2014
3. Auflage 2017
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 1998 Gary Blackwood
Published by arrangement with Dutton Children's Books,
a division of Penguin Putnam Inc.
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
›The Shakespeare Stealer‹, 1998 erschienen bei
Dutton Children's Books, New York
© für die deutschsprachige Ausgabe und das Nachwort:
2000 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild und -gestaltung: Felicitas Horstschäfer
Gesetzt aus der Cheltenham 11/13
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71595-9

*Für Tegan,
meine einzige Gemeinschaftsproduktion –
und ein Meisterwerk*

1.

Mutter und Vater habe ich nie kennen gelernt. Sofern ich mich auf das verlassen kann, was ich gehört habe, starb meine Mutter im gleichen Jahr, in dem ich geboren wurde, im Jahre des Herrn 1587, dem neunundzwanzigsten von Königin Elisabeths Regentschaft.

Den Namen, den ich meine ganze Kindheit hindurch mit mir herumschleppte, hatte mir Mistress MacGregor vom Waisenhaus mehr oder weniger zufällig verpasst. Irgendein Nachbar übergab mich ihrer Obhut, und als sie sah, wie klein und zerbrechlich ich war, rief sie aus: »Ach, was für ein armes Hottemädchen!« Von diesem unglücklichen Ausruf stammt der Name Hotte, der jahrelang wie Pech an mir klebte. Es hätte natürlich schlimmer kommen können. Sie hätten mich auch Klepper rufen können.

Ich habe mir angewöhnt mich so wenig wie möglich an mein Leben im Waisenhaus zu erinnern. Das Waisenhaus war kurz gesagt eine Anstalt und in Anstalten gilt das Gebot der Zweckmäßigkeit. Mistress MacGregor war keine böse Frau, jedoch überlastet. Manchmal verlor sie die Beherrschung und prü-

gelte einen von uns, aber im Großen und Ganzen wurden wir eher vernachlässigt als misshandelt.

Das Geld, das die Gemeinde für uns gab, reichte nicht, um auch nur ein einziges Kind ordentlich zu kleiden und zu verpflegen, ganz zu schweigen von sechs oder sieben. Also waren wir mehr oder weniger von den milden Gaben anderer abhängig. Wollte jemand Nächstenliebe zeigen, waren unsere Bäuche leidlich gefüllt. Ansonsten lebten wir von Gerstenbrei und wildem Gemüse. Wenn die Zeiten für andere hart waren, dann waren sie für uns doppelt hart.

Es war der Traum eines jeden Kindes innerhalb dieser tristen Mauern, dass eines Tages eine echte Familie kommen und es zu sich holen würde. Im besten Fall wären das die richtigen Eltern – die natürlich Adelige waren –, aber jedes andere Elternpaar würde es auch tun. Das glaubten wir zumindest.

Als ich sieben Jahre alt war, kam mein Leben an einen entscheidenden Wendepunkt – manche meinen ja, dass dies im Leben eines Menschen alle sieben Jahre geschehe. Unser Waisenjungentraum wurde für mich plötzlich Wirklichkeit.

Der Prediger des nahe gelegenen Weilers Berwick kam auf der Suche nach einem Lehrlingen vorbei und entschied sich, dank Mistress MacGregors Lobpreisungen, für mich.

Der Mann hieß Dr. Timothy Bright. Trotz seiner Tätigkeit als Geistlicher war sein Titel kein religiöser, sondern ein medizinischer. Er hatte in Cambridge Heilkunde studiert und in London praktiziert, ehe er in den Norden nach Yorkshire zog.

Natürlich war ich dankbar und bemüht es ihm recht zu machen. Ich tat, was immer von mir verlangt wurde, und zunächst schien es, als hätte ich wirklich großes Glück gehabt. Dr. Bright und seine Frau waren nicht liebevoll zu mir – nein, das waren sie nicht einmal zu ihren eigenen Kindern. Aber sie gaben mir einen bequemen Platz zum Schlafen am anderen Ende der Apotheke, dem Raum, in dem der Doktor seine Arzneien und Tränke zubereitete.

Irgendein Mittelchen simmerte immer in einem Kessel über dem Feuer und es gehörte zu meinen Pflichten, mich um beides zu kümmern. Das beständig lodernde Feuer hielt den Raum einigermaßen warm. Die Mahlzeiten nahm ich in der Küche ein. Obwohl die Situation wohl kaum unseren heimlichen Waisengenträumen entsprach, war sie mehr oder weniger das, was ich erwartet hatte – mit einer Ausnahme. Ich sollte Lesen und Schreiben lernen, nicht nur in englischer Schrift, sondern auch in lateinischer, und darüber hinaus auch noch eine merkwürdige verkürzte Schriftweise, die Dr. Bright selbst erfunden

hatte. *Chiffrologie* nannte er sie. Es war, um mit seinen Worten zu sprechen, »eine Kunst des kurzen, raschen und geheimen Schreibens, durch welche man das gesprochene Wort ebenso schnell niederzuschreiben vermag, wie es sich von der Zunge löst«.

Wie ich bald erkannte, lag es weniger in seiner Absicht, mir eine Ausbildung zukommen zu lassen, als mich darauf vorzubereiten, sein Gehilfe zu werden. Ich sollte seine wissenschaftlichen Aufzeichnungen für ihn führen und seine wöchentlichen Predigten niederschreiben.

Ich war immer ein gelehriger Schüler gewesen, aber nie war ich schnell genug, um dem Doktor zu genügen. Er war der Auffassung, dass seine Kurzschriftmethode im Laufe weniger Monate erlernt werden könne, und er beabsichtigte dies durch mich zu beweisen.

Ich war eine bittere Enttäuschung für ihn. Es war eine seltsame Methode und ich brauchte ein volles Jahr, um darin einigermaßen geschickt zu werden, und ein weiteres Jahr, ehe ich Wort für Wort niederschreiben konnte, ohne ihn zu bitten doch langsamer zu sprechen. Dies verdross ihn, denn einmal in Gang gesetzt, kam sein profundes Mundwerk nur ungern wieder zum Stillstand. Für seine Begriffe lag der Fehler natürlich nicht in seiner Methode, sondern bei mir, da ich so begriffsstutzig war.

Ich habe ihn nie selbst etwas in seiner Kurzschrift schreiben sehen und bin geneigt zu glauben, dass er sie nie gemeistert hat. Als ich sicherer wurde, begann ich der Methode meine eigenen kleinen Verbesserungen hinzuzufügen – ohne das Wissen des Doktors natürlich. Er war ein eitler Mann. Weil er einmal ein Buch geschrieben hatte, eine trockene Abhandlung über die Melancholie, meinte er, die Welt müsse ihm für alle Zeiten besondere Vorrechte einräumen. Soweit ich weiß, hat er danach nie wieder ein größeres Werk verfasst. Nicht einmal seine wöchentlichen Predigten schrieb er alle selbst, wie ich bald herausfinden sollte.

Als ich zwölf war und mit einem Pferd ebenso gut umgehen konnte wie mit einem Bleistift, schickte mich der Doktor an jedem Sonntag in die umliegenden Gemeinden, um die Predigten der anderen Geistlichen niederzuschreiben. Er wolle ein Buch mit den besten von ihnen zusammenstellen, wie er sagte. Ich glaubte ihm, bis zu jenem Sonntag, an dem ich mich, weil das Wetter mich zwang zu Hause zu bleiben, in Dr. Brights Gottesdienst setzte und die gleiche Predigt vernahm, die ich zwei Wochen zuvor in Dewsbury niedergeschrieben hatte.

Zu erfahren, dass ich etwas Unrechtes getan hatte, verursachte mir keine Gewissensbisse. Im Waisenhaus hatten wir wenig Unter-

weisung in Recht und Unrecht erhalten. Soweit ich das erkennen konnte, war Recht etwas, das einem Vorteile brachte, und alles, was einem schadete, war Unrecht.

Meine Hauptsorge war, dass ich erwischt werden könnte. Ich hatte noch nie um besondere Rücksichtnahme gebeten, aber nun bat ich Dr. Bright so demütig, wie ich nur konnte, von der Aufgabe entbunden zu werden. Er zwinkerte mich an wie eine Eule, als könne er seinen Ohren nicht trauen. Dann kratzte er seine lange, rot geäderte Nase und sagte: »Du bist mein Bursche und du tust, was ich dir sage.«

Er sagte das wie eine unumstößliche Tatsache. Und das entmutigte mich mehr, als jede Drohung oder Unmutsäußerung es vermocht hätte. Und er hatte Recht. Nach dem Gesetz war ich sein Eigentum. Ich hatte zu gehorchen oder wurde ins Waisenhaus zurückgeschickt. Wie Mistress Bright mir so gerne in Erinnerung rief: Lehrjungen waren leicht zu finden und leicht zu ersetzen. In Wahrheit hatte Dr. Bright allerdings viel zu viel Mühe auf mich verwandt, um mich so leichthin zu entlassen. Aber er hätte gewiss nicht gezögert mich zu schlagen, und das auf üble Weise.

Es gibt eine bekannte Redensart, die besagt, England sei für Frauen ein Paradies, für Diener ein Gefängnis und für Pferde die

Hölle. Lehrjungen sind darin nicht einmal der Erwähnung wert.

Schließlich wurde unser Predigt Diebstahl entdeckt. Der listige alte Geistliche von Leeds bemerkte mein fieberhaftes Gekritzel und ein kleiner Skandal entbrannte. Obwohl Dr. Bright nur einen milden kirchlichen Verweis erhielt, tat er, als sei sein Ruf ruiniert. Wie üblich wurde die ganze Schuld auf meinen schmalen Schultern abgeladen. Mit meinem Leben, das ohnehin nie sehr erquicklich gewesen war, ging es beständig bergab.

So, wie ich es in meiner Zeit im Waisenhaus oft getan hatte, begann ich mir auch nun wieder einen Retter herbeizuwünschen – jemanden, der kommen, meine herausragenden Fähigkeiten sofort erkennen und mich fortbringen würde.

In ganz verzweifelten Momenten erwog ich sogar auf eigene Faust davonzulaufen. Während ich lernte, solche Werke wie Holinsheds *Chroniken* und Raleighs *Entdeckung von Guyana* zu lesen und in Kurzschrift zu übertragen, entdeckte ich, dass sich jenseits von Yorkshire, von England eine ganze Welt auf tat, und ich sehnte mich danach, sie mit eigenen Augen zu sehen.

Bis jetzt war mein Leben freudlos und beschränkt gewesen und es gab kein Anzeichen für eine Veränderung. In einem neuen Land wie Guyana, so stellte ich mir vor, oder in ei-

ner Stadt von der Größe Londons würde es für einen Burschen mit ein bisschen Grips und Geschick schon Möglichkeiten geben, etwas aus sich zu machen – mehr jedenfalls als Waisenknabe und Arbeitssklave. Und doch hatte ich nicht ernsthaft die Hoffnung, je etwas zu Gesicht zu bekommen, was jenseits der Grenzen von Berwick lag. Im Grunde genommen ängstigte mich der Gedanke ans Weggehen eher.

Ich war schlecht gerüstet, um mich allein in die Ferne zu begeben. Zwar konnte ich lesen und schreiben, doch ich besaß keine der notwendigen Fähigkeiten, um in der unbekanntem und vielleicht feindseligen Welt jenseits der Felder und Hügel unseres kleinen Weilers zu überleben. Und so wartete ich und arbeitete und hoffte.

Hätte ich auch nur eine Ahnung gehabt, was mich tatsächlich erwartete, dann hätte ich mir eine Veränderung meiner Lage wohl nicht so sehnlich herbeigewünscht.

2.

Als ich vierzehn war, brach der entscheidende Wendepunkt ein zweites Mal über mich herein und mein Schicksal nahm einen Verlauf, der mich veranlasste, mich nach der Sicherheit und Geborgenheit des Brightschen Hauses zurückzusehen.

Im März stattete ein Fremder der Pfarrei einen Besuch ab, aber es war kein Edelmann, der gekommen war, um mich als seinen Erben einzufordern. In der Tat war er überhaupt kein Edelmann.

Der Doktor und ich befanden uns in der Apotheke, als die Wirtschafterin den Fremden hereinführte. Obwohl es bereits dunkel wurde, hatten wir die Binsenlichter noch nicht angezündet. Damit wartete der geizige Doktor immer so lange wie möglich. Die Flammen unter dem Kessel warfen groteske flackernde Schatten auf die Wände.

Der Fremde stand schweigend und bewegungslos in der Tür. Man hätte ihn für einen der Schatten halten können oder für eine Geistererscheinung – den Tod oder den Teufel –, die gekommen war, um einen von uns zu holen. Er war überdurchschnittlich groß und ein langer, dunkler Umhang aus rauem Tuch

verbarg seine übrige Kleidung, bis auf die Lederstiefel mit den hohen Absätzen. Er hatte die Kapuze weit nach vorn gezogen, so dass sie sein Gesicht verdunkelte. Das Einzige, was ich ausmachen konnte, war ein eigenwilliger schwarzer Bart, der sich bis über seinen Kragen kräuselte. Eine Ausbuchtung auf der linken Seite seines Umhangs deutete auf einen verborgenen Gegenstand hin – ein Rapier, vermutete ich.

Wir alle standen einen langen Moment schweigend da, die Stille nur unterbrochen vom Brodeln der köchelnden Tinktur über dem Feuer. Dr. Bright blinzelte wie im Wachwerden und holte mit einer Zange das Tongefäß aus den Flammen. Dann wandte er sich der Kapuzengestalt zu und sagte mit gespielter Beherztheit: »Nun denn. Was kann ich für Euch tun, Sir?«

Der Fremde trat vor und griff unter seinen Umhang – nach dem Rapier, wie ich fürchtete. Stattdessen zog er ein kleines, in rotes Leder gebundenes Buch hervor. Seine Stimme klang tief und hohl, wie es sich für eine Geistererscheinung geziemte. »Dies hier ist Euer Werk, nicht wahr?«

Zögernd ging der Doktor näher und warf einen Blick auf das Buch. »Aber ja. Ja, so ist es.« Nun erkannte ich es ebenfalls. Es gehörte zu einer kleinen Anzahl von Büchlein, die Dr. Bright im letzten Jahr unter dem an-

sehnlichen Titel *Chiffrologie: Die Kunst des Kurzen, Raschen und Geheimen Schreibens* hatte drucken lassen.

»Funktioniert sie?«

»Wie bitte?«

»Die Methode«, sagte der Mann irritiert.
»Funktioniert sie?«

»Natürlich funktioniert sie«, erwiderte Dr. Bright entrüstet. »Mit meiner Methode vermag man ohne Mühe das geschriebene oder gesprochene Wort . . .«

»Wie lange dauert es?«, unterbrach ihn der Mann.

Dr. Bright blinzelte wieder. »Nun, wie ich gerade im Begriff war zu sagen, vermag man Gesprochenes damit ebenso schnell niederzuschreiben, wie es gesprochen wird.«

Der Mann machte eine ungeduldige Geste, als wollte er die Worte des Doktors beiseite wischen. »Wie lange braucht man, um sie zu lernen?«

Der Doktor warf mir einen Blick zu und räusperte sich. »Nun, das hängt vom Geschick des . . .«

»Wie lange?«

Der Doktor zuckte mit den Achseln. »Zwei Monate vielleicht. Vielleicht länger.« Vielleicht auch viel länger, dachte ich.

Der Fremde warf das Buch auf den Tisch, auf dem das Handwerkszeug des Doktors lag. Ein Glasgefäß fiel zu Boden und zerbrach.

»Nun hört aber, Sir . . .«, begann Dr. Bright. Aber der Mann drehte sich um und sein langer Umhang wirbelte so heftig herum, dass die Flammen aufflackerten und rußten. Einen Moment lang stand er mit abgewandtem Gesicht da, als sei er tief in Gedanken verloren. Ich beeilte mich den zerbrochenen Becher wegzuräumen, ausnahmsweise damit zufrieden, ein unbedeutender Lehrjunge und an der ganzen Sache unbeteiligt zu sein.

Der schwarzbärtige Fremde drehte sich uns wieder zu; sein Gesicht lag aber noch immer im Schatten und war unergründlich. »Wie vielen habt Ihr Eure Methode schon beigebracht?«

»Lasst mich nachdenken . . . Da ist mein Bursche hier, Hotte, und dann . . .«

»Wie vielen?«

»Nun, in der Tat . . . einem.«

Die Kapuzengestalt wandte sich mir zu. »Wie gut hat er sie erlernt?«

Wieder nahm Dr. Bright seine falsche Beherztheit an. »Oh, perfekt«, sagte er zu meiner Überraschung. Er hätte mir gegenüber nie zugegeben, dass ich auch nur halbwegs angemessen schrieb.

»Beweist es mir«, sagte der Mann, ob zu mir oder dem Doktor, wusste ich nicht zu sagen. Ich stand da mit den Glasscherben in der Hand.

»Bist du denn taub?«, verlangte der Doktor,

»dieser Gentleman wünscht eine Probe deiner Fähigkeiten zu sehen.«

Ich ordnete die Scherben zu einem Häuflein auf dem Tisch und nahm mein kleines Schreibheft und den Bleistift zur Hand. »Was soll ich schreiben?«

»Folgendes«, sagte der Fremde. »Hiermit übertrage ich dem Inhaber dieses Dokuments die Dienste meines früheren Lehrjungen . . .« Der Mann hielt inne.

»Nur weiter«, sagte ich, »ich bin Euch gefolgt.« Ich war so darauf konzentriert, sauber und schnell mitzuschreiben, dass ich dem Inhalt seiner Worte keine Beachtung geschenkt hatte.

»Deinen Namen«, sagte der Mann.

»Äh, was?«

»Wie ist dein *Name*?«

»Er heißt Hotte«, antwortete der Doktor für mich und lachte nervös, als ginge ihm plötzlich auf, wie merkwürdig der Name war, mit dem er mich seit sieben Jahren anredete.

Der Fremde teilte seine Belustigung nicht. » . . . meines früheren Lehrjungen, Hotte, gegen Annahme einer Summe von zehn Pfund Sterling.« Wieder hielt er inne und ich hob den Kopf. Aus irgendeinem Grund stand Dr. Bright der Mund offen, als hätte ihn der Schlag getroffen.

»Is das alles?«, fragte ich.

Der Mann streckte eine unerwartet ge-

pfliegte Hand aus. »Lass sehen.« Ich reichte ihm das Schreibheft. Er hielt es ins Licht. »Und du hast wirklich jedes Wort niedergeschrieben?« Ich konnte sein Gesicht nicht sehen, aber ich bildete mir ein in seiner Stimme ein klein wenig Überraschung zu hören.

»Freilich.«

Er warf mir das Heft wieder zu. »Lies vor.«

Einem ungeübten Auge mussten die Kritzeleien völlig rätselhaft und unleserlich erscheinen:

φ ↷ 8 - o √ : - 4 9 :
o 9 - φ √ : o e o \ 6
- o φ 3 √ o ↷ -
x 10.

Und doch las ich sie ihm ohne Zögern vor und diesmal traf mich die Bedeutung der Worte wie ein Blitz. »Meint Ihr . . . heißt das . . . ?« Fragend sah ich Dr. Bright an, doch er wickelte meinem Blick aus.

»Und jetzt schreibe es in normaler Schrift«, verlangte der Fremde.

»Aber ich . . .«

»Mach schon!«, keifte der Doktor. »Tu, was er sagt.«

Widerspruch war zwecklos. Welche jämmerlichen Einwände meinerseits vermochten schon das Gewicht von zehn Pfund Ster-